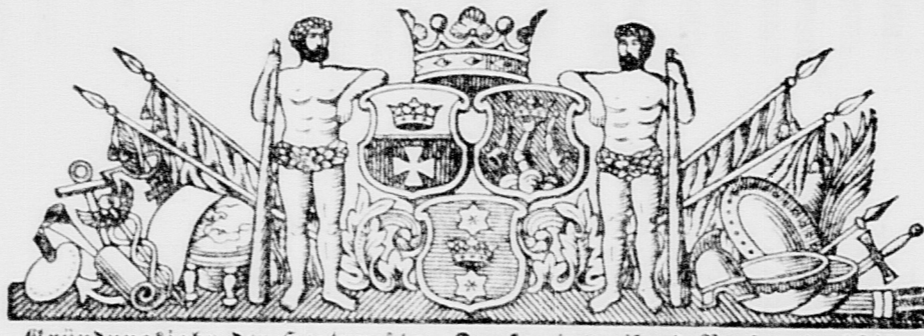


Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Postgeld). Fernsprechnummer: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Neuhäner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenerhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbüros hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einseitige Zeile oder deren Raum 20 Pfg., für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg.). Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummer: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Ein Wahlschwindel vor fünfzig Jahren.

„Nun geht der Wahlschwindel los“, so schrieb vor fünfzig Jahren Bismarck an seine Frau. Auch vor fünfzig Jahren gab es in Preußen ein Wahljahr. Die Zeit vor fünfzig Jahren hatte überhaupt in mehrfacher Beziehung Ähnlichkeit mit der heutigen. Das Jahr 1863 war ein Jubiläumsjahr ebenso wie 1913. Der fünfzigjährige Geburtstag des „Aufstiegs an mein Volk“ wurde gefeiert durch die Grundsteinlegung des Denkmals Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten in Berlin. Von den Jubiläumstlichkeiten aber wurde die Bevölkerung in Preußen wenig berührt. Damals wie heute war der auswärtige Horizont sehr bevölkert. In den letzten Wochen haben Vertreter des Bundesrats mehrmals im Reichstag dem Präsidenten Anlauf zu milden Rügen gegeben. Vor fünfzig Jahren gab es in preussischen Abgeordnetenhäusern wiederholt scharfe Zusammenstöße zwischen Ministern und dem Präsidenten. Am ersten Pfingstfeiertag waren fünfzig Jahre vergangen seit dem Tage, an dem die Sitzung des Abgeordnetenhauses ausgesetzt wurde, weil der Kriegsminister v. Roon sich den Anordnungen des Vizepräsidenten von Bismarck-Dolffs nicht fügen wollte. Der Kriegsminister hatte in bezug auf Verfügungen von Abgeordneten von einer ganz unberechtigten Annahme gesprochen. Dem Einspruch des Vizepräsidenten: „Ich muß den Herrn Kriegsminister unterbrechen“, leistete der Kriegsminister unter Berufung auf sein Recht, zu jeder Zeit angehört zu werden, keine Folge. Er behauptete, daß die Verfügungen des Präsidenten nur bis an den Ministertisch und nicht weiter reichen. Als hierauf große Unruhe entstand, bedachte der Vizepräsident sein Haupt als Zeichen, daß die Sitzung vertagt sei. Tags darauf sandte das Ministerium dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses die Erklärung, daß es sich solange der Teilnahme an den Beratungen enthalten werde, bis ihm die Versicherung zugehe, daß eine Wiederholung des ungesetzlichen Verfahrens des Präsidenten gegen ein Mitglied des Staatsministeriums nicht in Aussicht stehe.

Das Abgeordnetenhäuser aber stellte sich auf den Standpunkt, daß der Präsident jeden Redner, auch die Minister und ihre Vertreter, unterbrechen könne, daß es dagegen verfassungswidrig sei, wenn die Minister ihre Gegenwart von Vorbedingungen abhängig machten. In einer Adresse wurde dem König diese Darstellung mitgeteilt. Der König aber fand sich nicht bewegt, die Abordnung zur Übernahme der Adresse zu empfangen, sondern schloß plötzlich die Landtagskammern. Am 1. Juni wurde die herabgesetzte Preßverordnung veröffentlicht, die allen regierungsfeindlichen Blättern die Unterdrückung durch die Verwaltungsbehörden in Aussicht stellte. Der Kronprinz hielt sich in Danzig auf und beklagte gegenüber dem Oberbürgermeister v. Winter die Preßverordnung mit dem Bemerkten: „Ich habe kein Teil an den Rückschlüssen gehabt, die dazu geführt haben.“ Die Aufforderung, diese Worte zurückzunehmen, wenn er nicht seines militärischen Kommandos entsetzt werden wollte, beantwortete der Kronprinz mit der Erklärung, nichts zurücknehmen zu können. Er sei es seinem Gewissen schuldig, seine Ansicht vor der Welt zu bekennen. Alle Ämter lege er nieder, falls es der König wünsche.

Am 3. September 1863 wurde das Abgeordnetenhäuser aufgelöst und tags darauf schrieb Bismarck an seine Frau das oben erwähnte Wort: „Nun geht der Wahlschwindel los.“ In der Tat begann ein Wahlschwindel wie niemals zuvor. Der Minister des Innern Graf Eulenburg erklärte in einem Wählerlab, die Beamten, die nicht „mit dem König“ stimmten, für eidbrüchig. Landräte bedrohten die Schulzen und Schöffen, die liberal wählen würden. Der spätere Minister v. Puttkamer erklärte als Landrat des Kreises Demmin, die Schulzen seines Kreises, die als Wahlmänner für die Fortschrittspartei stimmten, für Feinde des Königs. Nach der Wahl forderte er die liberalen Schulzen auf, ihr Amt niederzulegen, wenn sie nicht eines Disziplinarverfahrens auf Dienstentlassung gewärtig sein wollten. Offiziös wurde damals den Beamten erklärt, daß sie auf keinerlei Begünstigung über das Maß des gesetzlich Vorgezeichneten zu rechnen hätten, wenn sie liberal wählten.

Ist der Unterschied zwischen damals und heute gar so groß? Der Ministerpräsident lehnt es zwar ab, der konservativen Partei dienstbar zu sein. Aber die Verwaltungsbeamten in den Provinzen verhalten heute vielfach noch genau so wie vor fünfzig Jahren. So manches Landratsamt macht für die Konservativen die Errichtung eines Parteisekretariats überflüssig. Die Formen, unter denen sich der Wahlschwindel vollzieht, sind heute andere geworden als vor fünfzig Jahren. Man ist heute vorsichtiger als damals. Im Grunde genommen, ist alles beim alten geblieben. Auch heute können die Ministern vorgeworfen werden, wiederholt hinter dem Thron gestanden zu haben, wo sie hätten vor dem Thron stehen sollen. Wo aber finden sich heute frühere Mitglieder der Regierung, die so offen und rücksichtslos wie mit diesem Wort vor fünfzig Jahren der Ministerpräsident des Jahres 1848, Kamphausen, im Parlament Kritik zu üben wagten? Heute sind ehemalige Minister, die nach ihrer Entlassung sich in das Parlament wählen lassen, weise Räte. Und wenn so ein weiser Rabe wie der frühere Staatssekretär Graf Bobrowsky wirklich nach dem Scheiden aus dem Amt in das Parlament eintritt, so beurteilt er sich als Gegenbrotler durch Ablehnung des Anschlusses an eine bestimmte Partei zur Einflußlosigkeit.

Der Rückblick auf die Zeit vor fünfzig Jahren lehrt, wie wenig sich in der Zwischenzeit trotz harter Veränderungen in der staatlichen Gestaltung Deutschlands in Preußen die Verhältnisse bei den Vorbereitungen zu den Wahlen geändert haben. Damals freilich gelang es der Fortschrittspartei, mit 141 Mandaten die stärkste Fraktion zu werden trotz aller Wahlbeeinflussungen. Die Technik der Wahlbeeinflussungen ist heute eine andere geworden. Damals ging man gegen die Führer vor, heute werden die Wähler drangsaliert, und dieses System des politischen Terrorismus sichert den Konservativen mittels der öffentlichen Stimmabgabe die Mandate auf dem Lande. —

Festungswesen der Gegenwart.

Die letzten Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen des Balkans, der Fall von Adrianopel und von Janina, und auch die beharrliche Belagerung und Verteilung von Sturari haben die hohe Bedeutung der Festungen wieder einmal klar erwiesen, und die schon veröffentlichte neue Heeresvorlage läßt erkennen, welche Wichtigkeit in Deutschland dem Festungswesen zuerkannt wird.

Der langjährige Widerstand maßgebender Personen in Rußland hat dort die Anwendung von Panzerbauten in Festungen eine Zeitlang verhindert gehabt. Jetzt aber ist dieser Widerstand überwunden, und Geschütz- und Beobachtungspanzer spielen in den neuen russischen Festigungen eine große Rolle. In anderen Staaten ist die Panzerung längst schon ihrer hohen Bedeutung nach erkannt worden. Dem Kampf um Gebirgsfestigungen wird ebenfalls in unseren Tagen große Aufmerksamkeit geschenkt, und in Ansehung aller dieser Verhältnisse haben im letzten Jahre die Festungsbauten in allen Militärländern eine weitere größere Ausdehnung angenommen. Frankreichs Augen waren jahrzehntlang auf die deutsche Grenze gerichtet, der nördlichen, der belgischen Grenze wurde so wenig Bedeutung zugemessen, daß schon wiederholt die Schleifung der Festungswerke von Lille in Anregung gebracht worden ist. Nur die Werke von Düren wurden bislang zeitgemäß erhalten und mit Geschützen ausgestattet, solange man sich gegen Großbritannien wappnen zu müssen glaubte. Jetzt ist das Interesse an dieser Festung geschwunden, seitdem sich Frankreich mit dem Inlande so eng befreundet hat. Aber es beginnt die Ansicht immer mehr Platz zu greifen, daß Deutschland im Falle eines Krieges gegen Frankreich die Neutralität Belgiens nicht achten, sondern auf dem kürzesten Wege nach Paris, durch das Maastal, in Frankreich einfallen werde. Schon im Jahre 1911 hat man in Belgien veranlaßt, die Maastfestungen in Stand zu setzen. Mit der Wiederlegung der alten Werke von Maubeuge wurde schon begonnen und auch die Errichtung neuer Forts eingeleitet.

In Großbritannien ist der Ausbau des Kriegshafens von North am North of North im letzten Jahre mit besonderem Nachdruck betrieben worden. In Italien hat man im abgelaufenen Jahre die italienisch-österreichische Grenze ins Auge gefaßt, soweit es sich um die Anlage von Festigungen handelte. Da sich in Italien die Begierde, nicht nur das österreichische Trentino, sondern auch die beiden schweizerischen Kantone Graubünden und Tessin einzunehmen, immer mehr regert, so ist nicht zu verkennen, daß auch den jüngst ausgeführten Eisenbahnbauten längs der schweizerischen Grenze ein offener Gedanke zugrunde liegt. Auch an dieser Stelle hat Italien im letzten Jahre neue Festigungen angelegt.

Die Schweiz hat allen Grund, den Kanton Tessin durch Festigungen auszureichend zu schützen. Vor allem handelt es sich darum, den Zugang zum Sudportal des Gotthard-Tunnels durch eine im Teilstall weit vorgeschobene Stellung zu schützen. Hierzu eignet sich die Festung von Bellinzona ganz besonders. Neuerdings nun haben die fortifikatorischen Maßnahmen Italiens die Schweiz bestimmt, den Plan eines weiteren Ausbaues der schon vorhandenen Stellungen bei Bellinzona zur Ausführung zu bringen.

Besüglich des Kampfs um Festungen wird jetzt allgemein die Fortbildung seitens deutscher militärischer Kreise anerkannt, die dahin geht, daß die Artillerie ein besonderes Augenmerk auf ihr Eingreifen in den Infanteriekampf zu richten habe. Der Verteidiger soll das Vordringen der gegnerischen Infanterie artilleristisch zu hindern suchen, der Belagerer mit seinem Geschütz dem angreifenden Fußvolk stets hilfreich zur Seite stehen. Für die Form, in der das Vorgehen gegen Festungen erfolgt, werden immer die Verhältnisse und das Verhalten des Gegners maßgebend sein. Unbedingt notwendig beim Angriff auf befestigte Stellungen ist es auch für die Artillerie, schnell vorzugehen. Denn es bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß sie ihre Aufgaben zum großen Teil nur aus einer näheren Stellung zu lösen vermag. Gegen die feindlichen Hauptwerke ist der Sturm oft erst nach einem mit allen Mitteln geführten Nahkampf möglich. Unter diesen „allen Mitteln“ wird eben auch die Artillerie im Nahkampf eine hervorragende Stellung einnehmen, wenn es gelingt,

„Dieses und Eigenstes bleibt dritten meist unbeachtet, auch wenn's offen zutage liegt, in der Überlieferung schwindet's ganz.“
v. Schöffel.

„Jedermann.“

(Zur Erstaufführung im Neuen Schauspielhaus am 13. Mai.)

Die Geschichte von Jedermanns Ladung vor Gottes Richterstuhl ist wahr; ihre Quelle hat sie letzten Endes in einer altindischen Legende, und als eine ihrer Wändlungen darf man auch Goethes „Faust“ bezeichnen. Im Mittelalter ging sie in mehreren Fassungen um. In Dialogform ist sie wohl oftmals und vielerorten zu Fuß und frommen einer lieblichen Gemeinde auf öffentlichem Marktplatz oder auch im Hammer getischer Dome gespielt worden. Hans Sachs hat daraus eine Komödie vom sterbenden reichen Manne gemacht. Nun ist Einer gekommen, der vielgewandte Ein- und Nachfänger Hugo von Hofmannsthal, und hat das alte Mysterium für unsere Zeit neu erzählt — oder sagen wir besser: neu arrangiert. Zum unmittelbaren Vorbild wählte er eine von einem englischen Gelehrten gegen 1500 verfaßte Moralität, Rede und Art der Figuren entlehnt er dem Nürnberger Boeten; Albrecht Dürer mußte ein gereimtes Gedicht beifügen, ein Tanzlied und andere Nieder wurden von Minnesängern des dreizehnten Jahrhunderts besungen. Also: ein archaisierendes Mysterium, in dem wir auf die eigentlichen Sprach- und Stilzüge Hugo von Hofmannsthal's verzichten müssen. Was den Wiener Dichter gleichwohl reizte, dieses allen Zeiten gehörige und allgemeingültige Märchen abermals in Bescheidenheit aufzuzeichnen, ist un schwer zu erkennen. Es ist die Verwandtschaft des Themas mit seinem eigenen dichterischen Wesen. Das Lied vom Welfen und Vergehen klingt ja durch sein ganzes Werk. Sein Erstling, der zugleich sein Meisterstück bleiben sollte, „Der Tor und der Tod“ geht in gleichem Geiste. Jedermanns Mutter, seine Putschhaft und sein guter Geißel sind nur drei Abarten der Visionen des sterbenden Toren, und wie dieser erst sein Leben zu werten beginnt, da er es verliert, so empfängt auch Jedermann bitter dremende Reue über seine „ungelittenen Leiden“. Der moderne Dekadent und der Puppenpieler der mittelalterlichen Mysterienbühne reichen sich über die Jahrhunderte hinweg die Hände.

Das Spiel geleitet uns vom Himmel durch die Erde — bis an den Höllenrand. Gott der Herr zürnt, daß alle Kreatur gegen ihn ihr Herz verhärtet und „in Hund' erlösen ist“. Deshalb will er Gerichts-

tag halten über die Bösen und entsendet den Tod, daß er Jedermann vor seinen Stuhl lade. Leider bricht die Symbolik, die man sich denkt und wünscht, schon hier ins Zufällige aus. „Jedermann“ ist nämlich gar nicht jeder mann, ist nicht ein Sinnbild für alle Kreatur überhaupt, sondern ein ganz bestimmter Menschentyp: ein reicher Schwelger und Profler, der hart gegen die Armen und Schuldner ist und vergebens von seiner Mutter ermahnt wird, in sich zu gehen und sich zu frommen Weisen zu bekehren. Wie nun Jedermann eine große Gasterei für seine Liebste, seine Vettern und Freunde gibt, tritt ihn mitten im Vollen und Tollern der Tod an und fordert ihn zum Mitgehen auf (die poetisch wirksamste Szene, die noch heute trotz Maeterlinckscher Intruse-Stimmungen ihresglücken sucht). Jedermann steht um einer kurzen Frist: er will sie nützen, um ein Geleit zum himmlischen Gericht zu finden. Aber da muß er die alte Wahrheit erfahren, daß man nur Freunde hat, solange man im Glücke ist. Die Putschhaft, der gute Geißel, der sich sonst nicht genug der Ergebenheit befehligen konnte, der magere und der dicke Vetter, sie alle geben ihm zwar schöne Worte, aber die Reize ins Unbekannte mag niemand mit ihm wagen. So will er denn wenigstens nicht ohne Mittel auf die große Pilgerfahrt:

Ich muß schnell eine Reize tun
Und das zu Fuß und mit zu Wagen,
Geizhafte Anecht, die sollen mit,
Und meine große Geldtruhe,
Die sollen sie herbeitragen.
Die Reiz' wird ein Kriegszug scharf,
Das ich der Schätze sehr bedarf.

Da fährt Mammon selber aus der Truhe und macht ihm klar, daß er auch das irdische Hab und Gut hier lassen müsse: „Nährt in die Gruben nadt und bloß, so wie du tamst aus Mutter Schoß.“ Zuletzt aber gewinnt er in seiner Verzweiflung doch noch zwei Helferinnen. Eines sind die guten Werke — er hat ihrer nicht zu viel getan, und darum gehen sie auf Strüden —, das andere ist der Glaube. Seine Reue wirkt Wunder. Der Glaube richtet den Wankenden auf, die „Werke“ werfen die Strüden weg, helfen ihm ins Grab und steigen mit hinein. Vergebens streckt der Teufel die Krallen nach der vermeintlich sicheren Beute aus. Von oben tönt Engelsgefang, und der Glaube, der wieder einmal selig macht, hat auch das letzte Wort. ... Wankend Hörer wird bei diesem Engels- und Teufelsreit wohl der unsterbliche Schluschor des „Faust“ einfallen, und in der Tat: wenn die ganze Moralität für uns noch eine „Moral“ hat, so kann sie nur mit Goethes Jungen zu uns sprechen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“

Diese Uebersetzung der alten geistlichen Komödie ins Modern-Gedankliche hat Hugo von Hofmannsthal verfaßt. Er bleibt ganz

im Mittelalter. Er altert um in der Sprache, er behält die etwas frostigen Allegorien jener primitiven Kunst bei und klammert sich sogar an den religiösen Nöthlerglauben unserer Vorfahren. Das heißt mit anderen Worten: er wollte kein lebendiges Drama geben, sondern nur eine literarhistorische Wiedererweckung.

Der Hergang ist recht schön und klar,
Der Stoff ist kostbar vom dem Spiel,
Dahinter aber liegt noch viel.

saat der „Sozialanleger“. Aber im Grunde liegt nichts dahinter als die strenge, harte Logik abgelebter Zeiten. Die Schuld Jedermanns, um dementwillen ihm Tod und Teufel drohen, besteht eigentlich nur darin, daß er nicht gebetet hat; sowie er im Angesicht des Todes beiet, ist alles wieder gut. Wir machen es unseren Sündern nicht so bequem, mögen allerdings auch nicht einen jeden „Sünder“ nennen, der nicht die Hände faltet.

Eine solche Naivität, die nicht mehr die unsere ist, tut dem Allgemeinwert dieses Totentanzes natürlich Abbruch. Dafür leiden wir ihm aber, nach Reinhardts Vorgang, die Wunder der modernen Regie und Bühnentechnik. Wenn nicht fertig, so muß das Spiel doch sinnlich wirken. Das dürfte auch das Fazit der höchsten Aufführung sein, die unser Schauspielhaus mit Anstrengungen und Opfern als letzte „Tat“ der Spielzeit vorbereitet.

Drittes ostpreussisches Musikfest.

Dritter Tag.

Der Kammermusikabend in der Stadthalle verhoffte uns neben manchem anderen Schönen noch die besondere Genugtuung, unsere heimische Kunstpflege endlich einmal in dem Zweige, wo sie es gerade im höchsten Maße verdient, gebührend geehrt, ja, in den Vordergrund gerückt zu sehen. Denn diesmal war der a cappella-Chor Hansburgs ein Hauptstück der gleichsam intimen Veranstaltung, und er hat mit seinen vier herrlich vorgetragenen Brahmsliedern („Waldesnacht“, „Von alten Liebesliedern“, „Es geht ein Wehen“ und „Der Ralle“) den Vogel abgeschossen. Es ist begreiflich, daß dieser kleine Glanzstern selbst von einem Meister wie Siegfried Schö, wie wir erfahren, die höchste Anerkennung erhalten hat. Schöner, ausdrucksvoller, zarter, hinreißender könnten diese himmlischen Stücke kaum vorgetragen werden, und allerdings, muß man hinzufügen, gab es auch keine schönere, verlockendere Aufgabe für den Chor! ... Sehr fein ausgearbeitet war auch das Quartett des Prinzen Louis Ferdinand, das als Komposition eine angenehme, liebenswürdige, wenn auch kaum in einem einzigen